Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Bezugspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Bestellungen werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin besteht man bei den Zeitungsspediteuren und bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Berlin SW. 48
Wilhelm-Straße Nr. 32.
Fernsprecher:
Redaktion: Amt Lützow 3394. · Expedition: Amt Lützow 9248.

Anzeigen nehmen die Geschäftsstelle der Zeitung und alle Anzeigengeschäfte zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Markzeile und von Mark 1,50 für die viergespaltene Markreklamezeile entgegen. Zusendungen für den Anzeigenteil sind an die Geschäftsstelle, für den redaktionellen Teil an die Schriftleitung zu richten. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

Nr. 69. [52. Jahrgang.] Sonntag den 23. März 1913. Zweite (Morgen-)Ausgabe. [52. Jahrgang.] Nr. 69.

Des Osterfestes wegen erscheint die nächste Nummer der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" am Dienstagnachmittag.

Berlin, den 22. März.

Ostern.

Man sollte eigentlich in dieser Gotteswelt nur von der Macht des Lebens reden, nicht von dem Sieg des Lebens. Aber die inneren Feinde des „Lebens" haben es bewirkt, daß die Macht des Sieg bezeichnet werden muß. In dem Maße, als das Bewußtsein schwindet, daß die Menschen Geschöpfe von Gottes Art seien, sich auf der Erde, diesem Glied der himmlischen Schöpfungskette, zu bewegen, nimmt die Vorstellung von der Kluft zwischen Himmel und Erde zu; man bildet, die göttliche Allgegenwart übersehend, den engen Begriff der sinnlichen Natur, und die Erde wird zu dem materiellen Ding, das im Neuen Testament „diese Welt" genannt wird. Man sieht die Welt, in der man lebt, fälsch an. Was Menschen nicht antasten können, das bleibt uns stets der Beweis für die Göttlichkeit auch „dieser Welt", nämlich die Wunder der in ihr wirkenden Kräfte und Gesetze, die Ordnung ihrer Bewegungen, die Schönheit ihrer Formen, das Geheimnis des Lebens, die vielfachen Widerspiegelungen des Unvergänglichen im Wechsel des vergänglichen Stoffes, das Licht von Gottes Sonne, Same und Ernte, „Regen und fruchtbare Zeiten". Ehre der Wissenschaft, für welche das Göttliche hinter den Erscheinungen besteht, und die das Wirken des Geistes nicht leugnen kann. Aber was sie in Irrtum über Gott, Mensch und Leben der Erde und der Schöpfung angetan haben, um ihr Bild zu entstellen, das brachte den Kampf hervor. Was man aus der Schöpfung selbst und durch das Lehrwort Jesu Christi von der Wahrheit des Seins und der gottgewirkten Wirklichkeiten erkennen könnte, das hat moderner Irrtum für viele Menschen bis zu einem Minimum heruntergebracht; diese halten sich an die Natur lediglich danach, wie sie sich dem Auge in dem täuschenden, von der Naturwissenschaft nie erklärten Nebeneinander von gut und böse, von gesund und giftig, von Frieden und Feindschaft, von Ordnung und Veränderlichkeit, von Gesetz und Willkür, von Bleibendem und Vergänglichem darstellt. Menschen haben einen Gott über sich gesetzt, den „Gott dieser Welt", und sahen ihn in der „Finsternis", d. h. in der Erkenntnislosigkeit herrschen. Der Gott der Welt verachtet den aus dem Geist geborenen Glauben, aber sein letztes Ziel ist Verzweiflung. Ist's doch ein verzweifelter Irrtum, daß man Sätze aufstellt wie: „Alles ist Materie", oder „die Materie ist ewig", Sätze, die, so unbeweisbar sie auch sind, doch eine Gedankenrichtung offenbaren, die nur „diese" Welt kennen will und alles zu „dieser" Welt macht. Man denke, alles tödliche Gift sei ewig, alle Feindschaft unter den Kreaturen sei das Natürliche! Welch ein Weltbild ergibt sich da!

Jesus Christus dagegen hielt die Weltanschauung des ersten Kapitels der Bibel fest: „Alles Geschaffene ist die Offenbarung des göttlichen Geistes", also dem Wesen des Geistes gemäß gut und unvergänglich. Er sah wohl, wie die „Kinder der Welt" lebten, er kannte ihre Ursachen, welche „diese gegenwärtige Welt" nur „argen" Welt machen; er sah den „Lauf der Welt", das „vergängliche Wesen dieser Welt", — aber dahinter sah er immer die gottgeschaffene Welt, und ihm war es durchsichtig, daß nur der Irrtum der Sünde zwischen dem Trugbild und der wirklichen Schöpfung steht. Es war das Ziel seiner Liebe, „unsere Sünde wegzunehmen", sie „aufzuheben", diese Welt umzuschaffen zur „neuen Welt", daß das Gottesreich aus ihr, befreit, entwachse, in welchem sich die Wollkommenheit des Schöpfers in den Menschen wie in der Natur spiegele. Jesu Leben und Werk zeigte dies und bereitete es vor, eine neue Erde, „in welcher Gerechtigkeit wohnt".

Trotzdem seines Lebens Macht auf Erden sich als der Sieg über das Feindliche enthüllte, war er doch vor dem Unglauben ein „Narr in dieser Welt". So ist auch das, was die Apostel predigten, Torheit vor der Welt, aber Weisheit bei den Vollkommenen, die göttliche „Schwachheit" ist stärker, als die Menschen sind. Wie es beim einzelnen geht in der Umwandlung seines Bewußtseins, so muß es auch mit der Menschenwelt gehen. Das Unvollkommene, das Böse, die Folge der Sünde und des Irrtums muß allmählich aufgesogen werden durch die innere Kraft der Wahrheit, welche mit der Energie des Lebens alles durchdringen wird wie der Sauerteig. Es gab daher für Jesum nur ein triumphierendes Gottesreich, denn er zeigte selbst, wie es siegte. Irrtum der Sterblichen, diese Ursache aller Unvollkommenheit in dieser Welt, bot ihm und seiner Kirche den Streit an, den Streit der Macht fleischlichen Denkens wider die Geistesmacht, den Streit der weltlichen Weisheit gegen die göttliche Torheit, den Streit der Mächte gegen die Gottheit, und sie tut es noch bis auf diesen Tag. Aber wie das Leben in Christus den Tod überwand, wie die Wahrheit durch den Kampf siegreich hindurchbricht, so ist das Reich Gottes überall da im Triumph, wo es den Widerstand des Irrtums bricht. Heut, wo die Feindschaft in den trotzigsten Rüstungen zum Ringkampf antritt, oder wo sie aus dem Hinterhalt vergiftete Pfeile schießt, ist der Christusheit Siegesgewißheit zu wünschen, tiefe Erkenntnis der Wahrheit, so daß es gehen könne von einer Klarheit zur andern — und fester Glaube an die unerschöpfte Siegeskraft des Reiches Christi, die zu beweisen ist wie vor alters durch die Liebe und durch das Leiden für die Wahrheit. So bleibt unser Glaube der Sieg, der die Welt überwindet. Die Sonne des Gottesreichs bricht durch die Nebel „dieser Welt" mit ihrem Glanz hindurch.

Pfarrer E. Breest.

Wochen-Rundschau.

Der Rückblick auf die Vorgänge am Balkan während der letzten Woche begegnet noch einmal der sympathischen Gestalt des Königs der Hellenen, Georgs des Ersten, dessen Geschick sich in Saloniki so jäh erfüllt hat. In der Ehrung Europas für den vielbetrauerten Herrscher liegt auch eine Anerkennung der internationalen Stellung, die Griechenland sich erworben hat.

Die einstimmig beschlossenen Bedingungen für die den Balkanstaaten angebotene Friedensvermittlung der Großmächte werden in den Hauptstädten des Balkanbundes durch eine amtliche Mitteilung in kollektiver Form überreicht. Sie beziehen sich auf eine Grenzlinie Enos—Ergene—Midia, auf die ausschließliche Zuständigkeit der Mächte für die Bestimmung der Grenzen und des Regime des künftigen Albanien, auf die Regelung der ägäischen Inselfrage durch die Mächte, auf die Abtretung Kretas, auf Bedenken gegen eine Kriegsentschädigung, auf die Zuziehung von Vertretern des Balkanbundes bei der Regelung der beim Friedensschluß zu lösenden finanziellen Fragen und endlich auf die Einstellung der Feindseligkeiten. Diese Punkte sind nach eingehender Beratung durch die Versammlung der Botschafter in London als Ausdruck der Willenseinigung Europas festgestellt worden. Die Großmächte dürfen darauf eine Antwort erwarten, die es möglich macht, endgültige Friedensverhandlungen einzuleiten. Ein baldiger Beginn und eine ungestörte Durchführung solcher Verhandlungen liegt im Interesse der Kriegführenden.

Die Botschafterversammlung hat ferner einmütig beschlossen, in Belgrad und in Cetinje, ebenfalls in Form eines kollektivschrittes aller Großmächte, zu erklären, daß diese die Entscheidung über das Schicksal Skutaris wie überhaupt die Abgrenzung Albaniens sich selbst vorbehalten, daß daher der Versuch, auf albanischem Boden durch Akte der Kriegführung Rechte für Serbien und Montenegro zu begründen, hinfällig und weiteres Blutvergießen zwecklos bleiben muß. Entgegen der an dieser Stelle ausgedrückten Hoffnung hat Montenegro die Angriffe gegen Skutari fortgesetzt ohne Schonung für Eigentum und Leben der Fremden und Nichtkämpfer. Dazu kommt die augenscheinlich völkerrechtswidrige Behandlung des österreichischen Dampfers „Stodra" in San Giovanni di Medua und das unchristliche Vorgehen gegen katholische Albanesen in Diakova. Wenn Oesterreich-Ungarn entschlossen ist, von Montenegro für solche Uebergriffe Rechenschaft zu erlangen, so handelt es zur Wahrung seiner verletzten Rechte und Interessen, mit der zugleich der Schutz des Völkerrechts und der Grundsätze europäischer Gesittung zusammenfällt.

Von unserer Ankündigung eines Ausgleichs zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland in der albanesischen Frage haben wir nichts zurücknehmen. Wir sind vielmehr überzeugt, daß eine endgültige Einigung auch über den letzten bisher streitigen Punkt geschiert ist.

* * *

Nachdem das griechische Königshaus in so jäher Weise des bisherigen Oberhauptes beraubt worden war, versammelte es sich zunächst in Saloniki, von wo die Ueberführung der Leiche des Königs Georg nach Athen am Donnerstag erfolgen wird. Der Thronfolger Konstantin, der die Trauerbotschaft in dem von ihm eroberten Janina erhalten hatte, ging von dort zunächst nach Athen zur Eidesleistung. Die Armee hatte ihm gleich nach der furchtbaren Tat gehuldigt, und in einem Tagesbefehl hatte er dem Heere, mit dem ihn unglückliche und glückliche Kriege unlösbar verknüpft hätten, erklärt, daß er niemals ablassen werde, seine ganze Sorgfalt der Armee zu Wasser und zu Lande zu widmen. In der griechischen Kammer hatte der Ministerpräsident Venizelos nach der Mitteilung von dem Tode des Königs Georg die Thronbesteigung des Königs Konstantin bekannt gegeben. Am Freitag erschien dann das Königspaar selbst in der Kammer, begleitet von dem Kronprinzen Georg und dem Prinzen Alexander. Der Metropolit sprach ein Gebet und verlas dann den Eid, welchen der König mit lauter Stimme wiederholte. Darauf unterzeichneten der Monarch die Eidesformel, welche die Minister und der Metropolit gegenzeichneten. Die Minister, Deputierten und die übrigen Anwesenden brachen in langanhaltende begeisterte Hurufe aus. Als das Königspaar die Deputiertenkammer verließ, wurde es von einer ungeheuren Menschenmenge stürmisch begrüßt. Venizelos überreichte die Demission des Ministeriums, der König aber nahm sie nicht an. Bald darauf begab sich das Königspaar nach Saloniki, von wo der tote Fürst von seiner Familie und seinem Volke eingeholt wird nach Athen zur feierlichen Bestattung.

* * *

Zur Lage in Ungarn wird uns aus Budapest, 17. März, geschrieben: Eine bewegte und politisch hochwichtige Session des ungarischen Reichstags ist geschlossen worden. Die Nationale Arbeitspartei hat den Kampf gegen die Obstruktion siegreich zu Ende geführt. Die Hausordnung des ungarischen Abgeordnetenhauses hatte es zwei Dutzend resoluten Abgeordneten stets ermöglicht, jede parlamentarische Arbeit zu hemmen, sodaß die Regierungen genötigt wurden, entweder sich der Minderheit auf Gnade und Ungnade zu ergeben oder aber ihren Platz zu räumen. Anderthalb Jahrzehnte hindurch gelang es so den Minoritäten regelmäßig, die Lösung der militärischen Fragen zu verhindern. Die Regierung Nacsi und die Arbeitspartei die Lösung dieses Problems als wichtigen Punkt in ihr Programm auf. Es war vorauszusehen, daß der Kampf kein leichter sein werde; denn man mußte damit rechnen, daß sich die Opposition ihre erprobte Waffe nicht ohne verzweifelte Gegenwehr entreißen lassen werde. Die Nationale Arbeitspartei hat eine imponierende Kraftprobe bestanden, indem sie den parlamentarischen Kampf nunmehr siegreich beendete. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß der ganze Kampf, vom Anfang bis zum Ende, gegen die Obstruktion geführt worden ist. Die letzte Etappe desselben, der Sturmlauf der Opposition gegen den Wahlgesetzentwurf der Regierung, war lediglich ein Hinüberspielen des Kampfes auf ein anderes Gebiet, auf welchem die Minorität neue Hilfstruppen gegen die Regierung in der Sozialdemokratie zu werben hoffte. Durch den Versuch der Obstruktionsmasse ist die Opposition kampfunfähig geworden; sie vermag keinen Punkt zu finden, von dem aus sie die Aktionsfähigkeit des Parlaments hemmen könnte. Im Sitzungssaal hat Graf Tisza mit den ihm von der neuen Hausordnung gebotenen Waffen mit eiserner Energie Ordnung gemacht, das Land aber ist für den Kampf der Opposition nicht zu erwärmen. So hat denn die Session mit einem entschiedenen Siege der Regierung und der Nationalen Arbeitspartei ihren Abschluß gefunden. Von einem Rücktritt der Regierung kann keine Rede sein, Graf Tisza besitzt jene Volkstümlichkeit, welche eine imponierende Kraftentfaltung stets in Ungarn mit sich bringt, und die Nationale Arbeitspartei ist heute einheitlicher denn je.

* * *

In Frankreich ist ein Kabinettswechsel durch den Zwiespalt zwischen der Wahlreformvorlage der Kammer und dem von der Senatskommission vorgelegten Entwurf hervorgerufen worden. Ministerpräsident Briand hatte zum ersten, hauptsächlich umstrittenen Artikel über die Vertretung der Minderheiten die Vertrauensfrage gestellt und war dabei unterlegen. Einen anderen Ausgang hatte er selbst nach dem ganzen Verlauf der Debatten im Senate wohl nicht erwartet. Ihm blieb aber kaum ein anderer Ausweg, da er sich zu sehr auf den Beschluß der Kammer festgelegt hatte, als daß er diesen in Uebereinstimmung mit der Senatsmehrheit hätte umstoßen können. Er hatte sich für die Minderheitsvertretung als eine durchaus republikanische und demokratische Maßregel eingesetzt und gab das Heft aus der Hand, als die entgegengesetzte Ansicht im Senate durchdrang. Kaum vier Wochen hat sein Kabinett bestanden, und diese vier Wochen waren an Arbeit überreich. Von den Fragen der auswärtigen Politik, die ja in aller Welt zurzeit überaus dringlich sind, ganz abgesehen, bieten eben die Wahlreform und daneben die Wehrvorlage eine Fülle von Arbeit und Verantwortung. Die Zusammensetzung der Parlamente bedeutete dabei für das Kabinett keine Erleichterung, da besonders im Senat, aber auch in der Kammer eine starke Gegnerschaft gegen Briand unverkennbar war. Wie man annimmt, sprach dabei ein gut Teil Verärgerung über die Haltung des letzteren bei der Präsidentenwahl mit, die gerade dem einflußreichen Flügel der radikalen Partei die Enttäuschung bereitete, daß ihr Kandidat nicht gewählt wurde. Dazu kam von früher her die persönliche Feindschaft der Sozialisten, die bereits 1910 und dann auch bei der zweiten kurzen Ministerpräsidentschaft Briands alles aufboten, um ihn zu stürzen. Das dritte Kabinett Briand hat sich infolgedessen knapp vier Wochen halten können.

Der Präsident der Republik Poincaré, der in Briand den ihm zunächst wohl am meisten genehmen Kabinettschef verloren hatte und so persönlich durch die Krisis getroffen worden war, übertrug nach mehrtägiger Beratung die Kabinettsbildung dem Arbeitsminister Barthou, von dessen Persönlichkeit für die Zwecke einer Entspannung der parteipolitischen Lage wohl die größte Eignung erwartet wird. Darauf läßt auch der Umstand schließen, daß ihm die Kabinettsbildung verhältnismäßig leicht gelang. Der Flügel, von dem Briand etwas abgerückt war, findet im Kabinett Barthou naturgemäß stärkere Vertretung. Es herrscht deshalb in der Pariser Presse allgemein die Ueberzeugung, daß ihm die notwendige parlamentarische Unterstützung sicher ist. Ueber sein Programm sind Einzelheiten noch nicht bekannt. Nur für die Wehrvorlage hat sich der neue Ministerpräsident gleich bei der Kabinettsbildung in eindeutigster und rücksichtslosester Weise eingesetzt.

* * *

Die Wahlreformfrage in Frankreich hat gleich nach ihrer höchsten Zuspitzung durch den Sturz des Kabinetts ihre vorläufige Erledigung dadurch gefunden, daß eine neue Auseinandersetzung in der Kammer eine Mehrheit gegen die eigene Kammervorlage brachte. Man hatte vielfach geglaubt, daß die Entscheidung des Senats einen Kampf zwischen diesem und der Kammer nach sich ziehen werde, der für die Erledigung der parlamentarischen Arbeit nicht sehr günstige Aussichten eröffnet hätte. Die Anhänger der von der Senatsmehrheit abgelehnten Verhältniswahl wollten denn auch den Kampf gleich eröffnen, wohl in der Annahme, daß ein ihnen günstiges Gefecht auch die Lösung der Ministerkrisis zu ihren Gunsten beeinflussen werde. Sie brachten einen Antrag ein, nach dem die Kammer auf ihrer früheren Willenskundgebung nach Verwirklichung der Wahlreform mit Vertretung der Minderheiten beharre. Die bisherige Minderheit der Kammer sah das beste Mittel zur Abwehr in der Verweisung des Senatsbeschlusses, dem man als einer Folge der freien Wirksamkeit der republikanischen Einrichtungen keine Hindernisse bereiten dürfe. In geschickter Weise wurde hier also das Schwergewicht von der Frage der Verhältniswahl auf die des Verhältnisses zwischen Kammer und Senat verschoben. Bisher war man nun in der Kammer allerdings recht einsichtig auf die Wahrung seiner Rechte und Interessen gegenüber dem Senat bedacht. Man hat diesem sogar verschiedentlich sehr scharfen Widerstand geleistet. Aber die ganze augenblickliche Lage ließ eine offene Kriegserklärung zwischen den beiden Häusern des Parlaments doch nicht als geraten erscheinen. Dieser Opportunitätsstandpunkt gewann auch schließlich den Sieg. Kammerpräsident Deschanel hatte sich aus Formgründen überhaupt geweigert, die Resolution anzunehmen, er konnte aber nicht verhindern, daß der Gegenstand in einer Debatte zur Geschäftsordnung vor das Haus gebracht wurde. Vor äußerst unruhigem Hause versuchten die Redner, für und wider die Resolution zu sprechen. Schließlich brachte der radikale Abgeordnete Dumont einen Antrag auf Uebergang zur einfachen Tagesordnung ein, und

Jean Paul im Wandel der Zeiten.

Von Dr. Artur Grote.

[Nachdruck verboten.]

„Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst wehmend geschieden."

So hieß es in der Denkrede auf Jean Paul, die bald nach des Dichters Tode, am 2. Dezember 1825, Börne im Museum zu Frankfurt am Main hielt. Seine Worte sind in eigentümlichem Sinne Wahrheit geworden. Wie ein sehnsüchtig Erwarteter war Jean Paul bei seinem Erscheinen begrüßt worden, das ganze gebildete Deutschland hatte ihm gejubigt und jedem seiner Werke neue Begeisterung dargebracht, und doch war, als er starb, die Zeit nicht mehr fern, wo das Publikum ihn vergaß, die Literaturgeschichte ihn glaubte schmähen zu dürfen und nur noch einzelne in heimlicher Liebe an ihm hingen.

Entdeckt worden war Jean Paul — oder wie er damals noch hieß: Jean Paul Friedrich Richter — von Karl Philipp Moritz, Goethes Freunde von Rom her, dem der junge Dichter wagemutig die Handschrift seines ersten Romans, der „Unsichtbaren Loge", am 7. Juni 1792 zusichtete. Moritz sagte sich bei der Lektüre des Buches: „Das ist noch über Goethe, das ist ganz was Neues", und schrieb dem Verfasser: „Und wenn Sie am Ende der Welt wären, und müßt' ich hundert Stürme ausbalten, um zu Ihnen zu kommen, so flieg ich in Ihre Arme. Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel, es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart." Aber die „Unsichtbare Loge" fand doch bei ihrer Veröffentlichung kaum Anerkennung. Berühmt, und zwar fast über Nacht berühmt, wurde Jean Paul erst mit seinem nächsten Roman, dem „Hesperus", der 1795 erschien. Schon vor dem Ende desselben Jahres heißt es in einem Briefe Schillers, daß das Werk in Weimar „grassiere", und gleichzeitig spricht auch Goethe davon, daß auf dieses Buch gegenwärtig „unser feineres Publikum seinen Ueberfluß von Beifall ergieße".

Ganz so wie in Weimar verhielt sich das übrige Deutschland. Ueberall las man voll Entzücken den neuen Dichter; das zeigen zahlreiche briefliche Zeugnisse. Der alte Gleim selbst schrieb: „Welch ein Gastgenius ist unser Friedrich Richter! Ich bewundere durchaus den Menschenkopf, aus welchem diese Ströme, diese Bäche, diese Rheinfälle, diese blandusischen Quellen auf die Menschheit sich ergießen, die Menschheit zu Menschheit machen wollen." Auch Gerstenberg ist enthusiasmiert, ebenso Lavater. Wieland nennt den „Hesperus" ein Not- und Hilfsbüchlein für seine alten Tage. Kant liest alles, was Jean Paul schreibt, mit der größten Begierde, und wie Jean Paul selbst einmal mitteilt, liebt und lobt der Philosoph seine Schriften sehr und empfiehlt sie bei jeder Gelegenheit.

Wie schnell sein Ruhm sich ausbreitete, erhuhr Jean Paul, als er 1796 seinen bisherigen Wohnsitz, Hof, aufgab und die Residenzen und größeren Städte in Mittel- und Norddeutschland besuchte. Am Berliner Hofe rechnete sich zu seinen eifrigsten Verehrerinnen die Königin Luise, die ihm nach der Uebersendung des „Titan" schrieb: „Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als daß Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir eine Freude sein, Sie während Ihres Hierseins zu sehen". Er war in Sanssouci ihr Gast, und nach seiner Verlobung sandte sie ihm ein silbernes Kaffeeservice. Auch die Berliner Gesellschaft feierte den Dichter so, daß er immer diese Berliner Zeit zu den glücklichsten seines Lebens zählte; hohe Offiziere bemühten sich um seine Bekanntschaft, und die Frauc.. lagen ihm zu Füßen.

In Hildburghausen wurde er während seines dortigen Aufenthalts fast täglich an den Hof geladen. Ueber Meiningen, wo er sich nach seiner Verheiratung (1801) niederließ, schrieb seine Gattin: „Man fürchtet hier Jean Paul als ein Wesen höherer Art". Auch hier wird er alsbald von der Herzogin empfangen, und der Herzog bevorzugt ihn auf alle erdenkliche Weise. In Gotha zeigt sich ihm der Erbprinz als begeisterter Verehrer. Herzog Pius von Bayreuth zog ihn gleichfalls an seine Tafel, und der ganzen Hofordnung zuwider durfte er seinen Pudel mitbringen.

Aber was für den bedürftigen Dichter damals eben so wichtig war, auch materielle Vorteile, brachte diese Verehrung mit sich: der Fürst-Primas Dalberg setzte ihm eine jährliche Rente von 1000 Gulden aus, und nach Dalbergs Tode übernahm der König von Bayern deren Weiterzahlung.

Diese Bewunderung und Liebe seines Publikums blieb Jean Paul sein Leben hindurch treu. Bei einem Besuche in Heidelberg 1817 wurde ihm das Doktordiplom überreicht; die Studenten hatten ihn alsbald nach seiner Ankunft vor seiner Wohnung mit Vivats und Jubelrufen begrüßt; und einige Tage darauf, an einem Sonntage, veranstaltete man ihm zu Ehren eine Lustfahrt auf dem Neckar, an der Studenten und Professoren, schöne Frauen und Mädchen, ja, zwei Prinzen, der von Waldeck und der Kronprinz von Schweden, teilnahmen. Auch in Frankfurt am Main feierte man ihn einige Zeit später durch eine ähnliche Fahrt auf dem Flusse, diesmal bei Nacht mit Fackeln, Musik und Gesang. Ueber seinen Aufenthalt in Dresden, im Mai 1822, schreibt er selbst: „Gelebt wurd' ich von so vielen, daß meine 5 Wochen nicht hinreichten zu fremder und meiner Befriedigung".

Bis in welche Kreise Jean Pauls Verehrer reichten, zeigt die Tatsache, daß so, wie sich damals Goethes Porträt auf Pfeifenköpfen fand, man Jean Pauls Bild auf Tabakpaketen sehen konnte, eines z. B. mit der Unterschrift:

„Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laster,
Empfiehlt gewiß auch gerne diesen Knaster."

Aber des gefeierten Dichters Person bildeten vom ersten Tage an nicht bloß den Gegenstand höchster Bewunderung, sondern forderten zugleich zu scharfer Kritik heraus. Die „Jenaer Literatur-Zeitung" hatte den ersten Werken Jean Pauls nachgerühmt, innihnen wehe und lebe so viel genialische Kraft, eine so glühende Phantasie, ein so edler Sinn, eine so hohe Empfindsamkeit, daß man nur preisen, nicht tadeln möchte, so viel Tadelnswertes auch sich darbieten möchte. Auch der Besprecher des „Quintus Fixlein" würdigte die Fähigkeit Jean Pauls, das Ueberfinnliche in fafliche Bilder zu kleiden und selbst die Unendlichkeit in den Rahmen begeisternder Worte zu fassen. Aber anhäufen bes „Siebenkäs" sieht es: die wuchernde, fruchtbare Fülle des Genies interessiere als reichhaltige Natur, aber um als schöne Natur zu gefallen, müsse sie sich Grenzen setzen und in bestimmten, obschon frei gewählten Formen fließen.

In ähnlichen Worten, bald die begeisterte Anerkennung, bald die kritischen Vorbehalte stärker betonend, äußerten sich alsbald die übrigen Kunstrichter Deutschlands, viele aufrichtig entzückt und mit dem guten Willen, das Neue und Große in dem Dichter zu würdigen, die meisten freilich, auch wenn sie bewunderten, nicht imstande, mit ihren ästhetischen Schulbegriffen die geniale Eigenart seiner Schriften zu erfassen — so daß Jean Paul gerade einer höchst anerkennenden Besprechung gegenüber in den Ruf ausbrechen konnte: „Diese kritische Jämmerlichkeit erbittert mich."

Genährt und vermehrt wurde die Gegnerschaft von der Residenz des „Statthalters der Poesie auf Erden", von Weimar aus. Zwar war Jean Paul hierher gerufen worden durch einen Brief Charlottens von Kalb, in dem es hieß: sie habe erst jetzt gewagt, an ihn zu schreiben, wo sie sein Lob von Männern vernehme, die ihn längst kannten und verehrten, und wo man ihm nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung übersende, sondern den unvermeidlichen Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder, von Knebel und Einsiedel ihm wand. In der Tat, Wieland war glücklich, mit dem „mirakulösen" Menschen in freundschaftlichen Verkehr treten zu können, und Herder schrieb an Jacobi: der Himmel habe ihm mit Richter einen Schatz geschenkt, den er weder verdient noch erwartet habe; er könne nichts von ihm sagen, als daß er ganz Herz und Geist sei, ein sein klingender Ton auf der großen Goldsaite der Menschheit.

Aber Goethe und Schiller verhielten sich dem Ankömmling gegenüber, bei aller Höflichkeit, mit der sie ihn empfingen, kühl; und wenn Goethe auch fand, der „allzu bedarfte Verfasser des Hesperus" sei „ein sehr guter und vorzüglicher Mensch", so blieb doch eine Annäherung aus. Prinzipielle Gegensätze, Gegensätze des Verhaltens zum Leben walteten hier, die jede persönliche Beziehung ausschlossen. Erst sehr spät entschloß sich Goethe, seiner Meinung über Jean Paul einen zusammenfassenden Ausdruck zu geben. In den Noten und Abhandlungen zum „Westöstlichen Divan" erkennt er Jean Pauls „verjüngen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden frommen Sinn" an und sagt weiter: „Ein so begabter Geist blickt munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird." „Man stößt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl teilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen und festigt unsere Stärken."

Vorläufig aber wurde auch Jean Paul mit einigen „Xenien" bedacht und z. B., indem man ihm irgend einen geringen Schriftsteller gegenüberstellte, von ihm gesagt:

„Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener
Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert."

Dieser Ausspruch gab die Meinung vieler der älteren Zeitgenossen Jean Pauls wieder. So schrieb auch Lichtenberg damals: „Er weiß seinen Reichtum nicht immer mit Geschmack anzuwenden. Ein Bild jagt das andere, und eine Blüte erstickt die andere"; ebenso F. H. Jacobi: „Die Natur scheint alle Gaben an ihn verschwendet zu haben, er aber ein schlechter Wirtschafter zu sein".

Schwankend war anfangs die Stellung der Romantiker zu Jean Paul. In den „Fragmenten" erkannten ihm die Brüder Schlegel zwar den Namen eines „großen Dichters" zu, aber mit vielen Vorbehalten; und auch später meint August Wilhelm Schlegel, Jean Paul schreibe Romane, die eher Selbst-